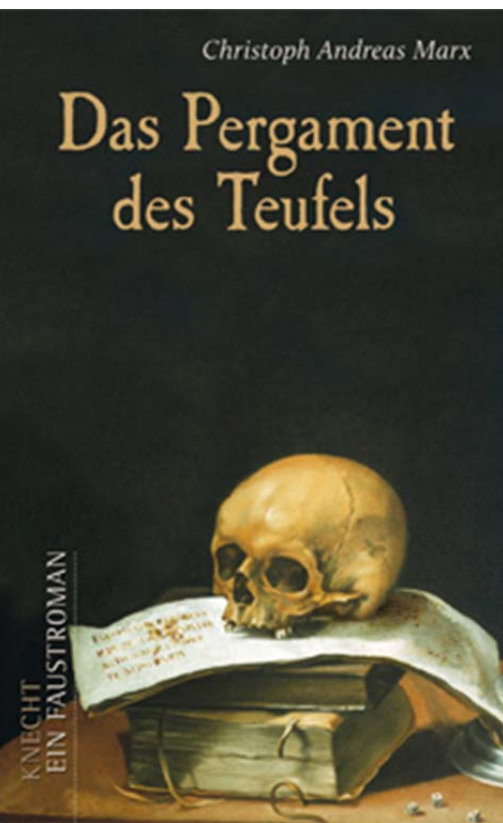




Das Pergament des Teufels - Leseprobe



Dann stand das Mädchen am Rande der Lichtung. Gewaltige Bäume ragten hinter ihr in die Höhe, und auf der Wiese spiegelte sich das Licht.

Sie blickte noch einmal zum Mond, als wollte sie sich vergewissern, dass der Zeitpunkt günstig sei.

Vor Stunden hatte sie sich auf den Weg gemacht, durch dichtes Gestrüpp, vorbei an uralten, weit ausladenden Bäumen, geschützt gegen die Mächte der Finsternis durch einen machtvollen Zauber. Die Dämonen fürchteten sich vor der Kraft der Hasel, und so hatte sie die Rute an der Kordel ihres hellbraunen Leinenumhangs befestigt und war ohne Angst geblieben.

Nun betrat sie die Lichtung, und als sie gefunden hatte, was sie suchte, stellte sie den Korb ab und begann, Kräuter zu sammeln. Die waren noch feucht vom Regen am Nachmittag.

„So muss es sein“, sagte sie zu sich. „Und auch der Zeitpunkt ist recht.“

Die Pflanzen, die sie heute fände, würden kraftvoll sein. Als erstes schnitt sie ein Bündel Minze ab und warf es in den Korb. Wenige Schritte entfernt fand sie Kamille und griff sich ebenfalls eine

Handvoll. Doch davon hatte die Mutter mehr als genug. So blickte sie weiter um sich, fand Holunder und dann unmittelbar am Waldrand einen Strauch mit schwarzen Johannisbeeren, von denen sie gut vier Handvoll pflückte. Nach einer Stunde war ihr Korb voll. Sie hatte Ringelblumen gefunden, und Hartheu, jene seltsame Pflanze, deren Blüten roten Saft spendeten, wenn man sie zerrieb.

Nun war es Zeit, die Lichtung wieder zu verlassen. Doch da fiel ihr eine Pflanze mit großen Samenkapseln auf.

„Welch ein Glück“, sagte sie leise. „Das ist selten. Und sie sind schon ganz reif. So wie die Mutter sie haben möchte.“

Zehn der Kapseln waren gut. Sie würden eine prächtige Milch abgeben.

Als das Mädchen gehen wollte, erblickte es vor sich einen Strauch Tollkraut und setzte zum letzten Mal das kleine Messer an.

Welch glückliche Nacht, dachte sie, heilsam und todbringend zugleich.

Dann blickte sie noch einmal zum Nordstern, um sich zu orientieren, und machte sich auf den Rückweg.

Obwohl der Boden feucht war, knackte es immer wieder unter ihren Füßen. Um sie herum war es nun so dunkel, dass sie einige Male gegen einen Stamm gelaufen wäre. Sie hörte die vertrauten Stimmen der Eulenvögel. Das gab ihr Mut. Doch da waren auch Geräusche, die sie nicht kannte, und so lief sie schneller, denn vielleicht würde die Haselrute mit der Zeit an Kraft verlieren.

Der Boden unter ihren Füßen wurde feuchter. Im Mondlicht erblickte sie vor sich einen Erlbruch.

„Die Erle ist der Tod“, fuhr es ihr durch den Sinn. „Ihr Holz verfärbt sich rot, wenn man es schlägt. Dann blutet eine Elfe. Und die Dämonen rächen sie.“

Das Mädchen erinnerte sich an jene fürchterliche Nacht: Ein Bär hatte sie überrascht, war plötzlich hinter einer Erle hervorgekommen. Und sie war gelaufen, ohne auf Bäume und Sträucher zu achten, war gefallen, wieder aufgestanden, hatte sich den Arm an einer Rosenhecke aufgerissen, war weitergerannt und weiter und weiter, ohne zu wissen, wo die Finsternis enden würde.

Am nächsten Morgen hatte man sie ohnmächtig unter einem Haselbaum gefunden.

„Die Erle ist der Baum des Todes“, dachte das Mädchen wieder und wieder und lief schneller. Dann erreichte es den Waldrand und sah die Silhouette der Stadt. Die Mauer war nur noch wenige hundert Schritt entfernt.

Der Wächter ließ sie ein und verriegelte das schwere Tor hinter ihr.

„Es ist eine Schande“, murmelte er, „dass deine Mutter dich nachts hinaus-schickt. Eines Tages kommst du nicht mehr zurück.“

Das Mädchen schwieg.

„Hast du wieder all dieses Teufelskraut gesammelt?“

Er sah erst in den großen Korb, blickte sie dann an und bemerkte, dass ihr blondes Haar zerzaust und voller Blätter war. Auch blieb ihm nicht verborgen, wie sie noch immer heftig atmete und etwas verwirrt zu Boden blickte.

„Du wirst da draußen noch verrückt werden. Oder dich holt der Teufel. Ich weiß es.“

„Was weißt du schon?“, entgegnete sie ohne aufzublicken.

„Ich weiß, dass gottesfürchtige Menschen in der Nacht im Haus bleiben. Die Finsternis ist die Welt der Dämonen. Und ein Mädchen wie du hat zu dieser Zeit wohl kaum etwas im Wald zu suchen.“

Sie konnte nichts entgegnen. Was wusste der Alte schon von der Schwelle zum Jenseits, von der Welt abseits der Hecke, jenseits der Mauer. Vom Weltenbaum, der durch das Rauchloch des Hauses gen Himmel wuchs und seine Wurzeln tief in der Erde versenkt hatte. Die Menschen fürchteten sich vor der Finsternis, denn sie hatten keine Erfahrung mit ihr und mieden sie.

„Hast du nicht auch auf die heilenden Kräfte meiner Mutter vertraut?“, fragte das Mädchen. „Hat sie dich nicht gesund gemacht? Hat sie nicht dein Kind gerettet?“

Nun war es der Torwächter, dem die rechten Worte fehlten.

„Es ist Hexerei“, sagte er schließlich.

„Es ist nicht mehr Hexerei als die Gebärden und die unverständlichen Worte des Priesters.“

„Johanna!“, rief er. „Versündige dich nicht!“

Der Mann sah sie eindringlich an.

„Du darfst Gott nicht lästern!“

Das Mädchen blickte zu ihm auf und erkannte, dass er wirklich besorgt war. Doch was sollte sie sagen?

Sie wandte sich ab und ging die wenigen Schritte zum Haus.

Die Tür knarrte, als das Mädchen eintrat und den schweren Korb auf dem Tisch inmitten des Zimmers abstellte.

Sie blickte sich um.

„Mutter?“, rief sie und begann die Kräuter aus dem Korb zu nehmen und zu sortieren. Für gewöhnlich half ihr die Mutter dabei, um zu begutachten, was Johanna mitgebracht hatte. Doch heute war es nur der grauschwarze Kater, der sie mit fröhlichem Miauen begrüßte und auf den Tisch sprang.

„Wo ist Mutter?“, fragte sie das Tier, ohne eine Antwort zu erwarten. „Ist sie fortgegangen? Hat sie es in der Mondnacht zuhause nicht mehr ausgehalten? Ist sie auch noch einmal Pflanzen suchen gegangen, jenseits der Mauer? Seltsam, dass der alte Torwächter nichts gesagt hat. Und du? Was sagst du?“

Der Kater sah sie an und hob eine Vorderpfote, um sie zum Spielen aufzufordern.

„Nein, ich habe zu tun“, sagte Johanna kurz.

Erneut schaute sie sich um. Unter dem Tisch stand noch der Korb, den die Mutter gewöhnlich mitnahm, wenn sie Pflanzen sammelte.

„Das ist seltsam“, sagte sie leise.

In den Regalen erblickte sie die großen Tongefäße für getrocknete Kräuter, die kleineren für Salben und die vielen Glasfläschchen, in denen Öle und Essenzen aufbewahrt wurden. Alles war so wie immer. Johanna konnte sich nicht erklären, wohin ihre Mutter nach Mitternacht noch gegangen sein sollte. Doch inzwischen war sie so müde geworden, dass sie sich aufs Bett legte und Augenblicke später eingeschlafen war.

Johanna erwachte, als das Sonnenlicht schon hell unter den Fensterläden hindurchschien. Sie erhob sich langsam, rieb sich die Müdigkeit aus den Augen und verstand erst allmählich, dass sie noch immer allein war. Sie ging hinaus in den Garten, der sich etwa zehn Schritt weit bis zur Stadtmauer erstreckte. Doch auch hier fand sie die Mutter nicht. Zurück im Haus griff sie sich aus einem der Regale Brot und stillte den ersten Hunger. Dann klopfte es plötzlich an der Tür und eine Frau trat ein.

„Da bist du ja“, sagte sie.

Johanna hatte erfreut aufgeblickt, in der Hoffnung, die Mutter wäre zurückgekommen. Statt dessen war es Lina, die Magd des Korbflechters, der auf der anderen Seite der Gasse wohnte. Sie sah besorgt aus.

„Wo warst du denn gestern Nacht?“, stammelte sie. „Aber vielleicht war es ja gut so. Sicher ist es gut. So haben sie dich nicht gefunden. Aber was machst du denn jetzt?“

Johanna war aufgestanden und griff sie bei den Händen.

„Lina, was ist los? Beruhige dich erst einmal.“

Doch die Magd war wie außer sich.

„Aber weißt du denn gar nichts? Die Männer? Die kamen vom Rathaus. Vom Stadtrichter.“

Die Magd hielt kurz inne.

„Sie haben deine Mutter mitgenommen. In der Nacht.“

Johanna sah Lina ungläubig an, ließ ihre Hände los und wandte sich dem Tisch zu, auf dem noch immer die Kräuter lagen.

„Was sagst du? Männer des Stadtrichters? Warum?“

Die Magd schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht.“

Sie hielt kurz inne.

„Ich bin wach geworden. Mitten in der Nacht. Und da hab ich sie gehört. Bin auf die Straße gegangen. Und da waren sie. Zwei Männer. Sie sprachen mit deiner Mutter. Die hat sich gewehrt, aber die Männer legten sie in Ketten. Und dann führten sie sie weg.“

Johanna blickte zu Boden. Einen Moment dachte sie nach.

Dann trat sie kurzentschlossen an Lina vorbei auf die Straße, wandte sich nach rechts und lief weiter Richtung Markt. Erst durch die Gasse der Schuhmacher, dann durch die der Tucher. Dabei warf sie eine Auslage um, ließ sich aber durch die Flüche der Handwerker nicht beirren. Außer Atem erreichte sie das Rathaus.

Sie öffnete das große Tor, trat ein und erblickte den Schreiber an einem Eichentisch, auf dem viele Papiere lagen.

„Wo ist meine Mutter?“, rief sie.

Der Schreiber blickte überrascht auf.

„Wo ist meine Mutter?“, rief sie noch einmal, lauter und eindringlicher als zuvor.

Die Tür zum Zunftsaal öffnete sich und zwei Männer kamen herein, offenbar vom Lärm aufgeschreckt. Einer von ihnen sprach das Mädchen an.

„Was willst du hier, verrücktes Weib? Bist du wahnsinnig geworden, so herumzuschreien?“

„Wo habt ihr meine Mutter hingebracht?“, rief Johanna.

Die Männer wechselten Blicke. Erst jetzt verstanden sie.

„Du bist die Tochter der Heilerin?“, fragte der eine.

Johanna nickte.

„Deine Mutter ist verhaftet.“

Das Mädchen schluckte.

„Aber warum? Sie hat nichts getan.“

„Um das zu beurteilen, ist der Richter da“, bekam sie zur Antwort.

„Aber sie hat nichts getan. Sie hat allen Menschen immer nur geholfen.“

„Hör zu, Mädchen“, sagte der zweite der beiden. „Schrei hier nicht herum. Sonst lassen wir dich auch abführen. Deine Mutter ist im Turm. Und wenn sie wirklich unschuldig ist, wird sie bald wieder frei sein.“

Johanna blickte dem Mann in die Augen. Sie atmete schwer. Ihr Herz schlug heftig. Und zugleich fühlte sie sich hilflos. Sie blickte erst zu Boden, dann noch einmal zu den beiden Männern, wandte sich um und ging langsam zurück zum Tor, das noch immer offen stand.

Draußen blieb sie stehen, sah die Menschen auf dem Markt, die Stände, hörte die Händler, wie sie lauthals ihre Waren anpriesen. Hörte Hühner gackern und Schweine quieken. Roch von irgendwoher den Gestank von Kot und altem Fisch. Ging langsam weiter. Ließ sich treiben, von Stand zu Stand, ohne auf irgendetwas zu achten, erblickte den Eingang der Kirche, ging darauf zu, öffnete einen Flügel der großen Pforte und ließ es geschehen, dass er lautstark hinter ihr zufiel.

Dann war es ganz still. Johanna blieb stehen, sah, wie das Licht durch die großen, bunten Fenster des Chores hereinflutete und auf dem Boden vielfältige Farbmuster bildete. So stand sie inmitten dieses riesigen Raumes, ohne zu wissen, was sie eigentlich hier wollte.

Schritte waren zu hören. Sie nahm einen Mann wahr, der zwischen zwei Säulen hervortrat.

Er blickte verwundert nach dem Mädchen, das zu solch ungewohnter Zeit in die Kirche gekommen war, erkannte sie wieder und bemerkte zugleich, dass sie außer Atem war.

„Johanna“, sagte er. „Was ist mit dir?“

Das Mädchen stand noch immer bewegungslos da und blickte hinauf zu den Fenstern des Chores.

„Möchtest du beichten?“, sprach er sie an.

Doch sie reagierte nicht.

„Was ist mit dir?“, fragte er noch einmal.

„Sie haben meine Mutter abgeholt“, sagte das Mädchen leise.

Der Priester blickte sie ungläubig an.

„In der Nacht sind sie gekommen. Ich war noch im Wald.“

Sie blickte zu Boden.

„Was soll ich jetzt tun?“

Für einen Augenblick war es wieder ganz still. Nur das Zwitschern der Vögel, die im Dachgewölbe nisteten, erfüllte den großen Raum.

„Warte ab“, sagte der Priester. „Vielleicht ist es doch gar nicht so schlimm, wie du denkst. Du kannst ohnehin nichts tun. Es ist sicher nur ein Versehen.“

Johanna blickte ihn an.

„Ein Versehen? So etwas ist niemals ein Versehen. Ihr wisst, wie es abläuft. Da geht jemand ins Rathaus und behauptet etwas. Und dann kommen die Schergen des Rates, verhaften Menschen und pressen ihnen mit Gewalt eine Antwort aus dem Leib. Ein Versehen? Nein, das ist kein Versehen. Aber wenn Ihr das meint, Pater, dann helft mir.“

Der Priester sah sie hilflos an.

„Wie soll ich dir helfen? Es ist weltliche Gerichtsbarkeit. Da kann ich nicht eingreifen.“

„Kannst du nicht zu Gott beten? Dass er es nicht zulässt?“

Der Mann wollte sie in den Arm nehmen, um ihr Trost zu spenden, doch Johanna wandte sich ab, ging langsam zur Pforte. Sie blickte noch einmal zurück.

„Dein Gott hat dazu nicht die Macht. Ist es nicht so? Hat er nicht auch zugelassen, dass sein eigener Sohn am Kreuz zu Tode gefoltert wurde? Warum sollte er also jetzt eingreifen? Bei einer einfachen Kräuterfrau.“

„Das ist nicht so. Gott selbst hat all das erlitten!“, rief der Priester und lief ihr nach.

Doch Johanna hörte nicht mehr, hatte längst die schwere Pforte geöffnet und ließ sie krachend hinter sich zufallen.